

## Seine Konkurrentin.

Roman von  
Fritz Ganger.

(16. Fortsetzung.) Nachdruck verboten  
Grüß dich nicht wieder nach Jakobus Langenstein. Er vermochte an seinem Erlebnis des Interjacenten keinen Funken zu entdecken. Ihn schätzte er abnehmend, wie blamiert vor und hatte das Gefühl, einem grünen Jungen zu gleichen, dem ein dummer Streich mißglückt.

Er zog es deshalb vor, nach seiner Rückkehr sofort sein Dienstamt aufzusuchen, um ein Zusammentreffen mit Fräulein Ida hinauszuschieben.  
Sie wartete voller Unruhe auf ihn, ließ häufig zum Fenster und sah die Straße hinab. Als sie das etwa eine Stunde lang mit immer kürzeren Unterbrechungen getan hatte, und Jakobus noch immer fernblieb, vermochte sie ihre Ungeduld nicht länger zu meistern. Es fiel ihr ein, daß sie bei Salomon etwas zu befragen hatte und machte sich auf den Weg nach der Bandgasse.

Vor dem Salomonischen Geschäft trat sie mit Begleitung, der gerade von seinem Besuche bei Räte Voenarius zurückkehrte, zusammen, und es war natürlich selbstverständlich, daß sie sich bei ihm erkundigte, ob Jakobus eine schlimme Krankheit habe oder ob es ungefährlich sei.

Bogelung sah die verständnislos an. „Ich hatte nicht das Vergnügen eines Besuchs des Herrn Bürgermeisters“, sagte er. „Ich wartete nach dem Beginn meiner Sprechstunde eine geraume Zeit, wohl eine halbe Stunde, und als, wie gewöhnlich, niemand kam, ging ich fort. Es sollte mir leid tun, wenn der Herr Bürgermeister später gekommen wäre und mich umjost ausgeht hätte.“

„Nein, das ist nicht möglich, er ist gleich nach neun Uhr gegangen und muß ein paar Minuten nach Beginn Ihrer Sprechstunde bei Ihnen gewesen sein, Herr Doktor.“ Fräulein Idas Stimme zitterte. Ein schmächtlicher Verdacht stieg in ihr auf.

Ida verabschiedete sich zerküßert von Bogelung, der ihr Ispichthend nachsah, und trat in Salomons Laden. Hier war sie auch noch zerküßt und aufgeregt, daß sie anstatt Zuder Salz forberte und beinahe das Bezahlen vergaß. Die verbindliche Frage Bogelungs, ob er ausgeben noch etwas zu denken habe, überhörte sie. Und als sie in Eile und Hast gegangen war, sagte Salomon zu der mit dem Abwiegen von Getreide beschäftigten Weißbrot: „Was nur dem Fräulein Barnelow über den Weg gelauert sein mag? Sie war so tolltätig wie ein junges Mädchen, dem der Bräutigam untreu geworden ist. Sicher hat sie mit unserm verehrten Bürgermeister wieder einen Tanz gehabt.“

Der von dem Krämer in der Bandgasse vermutete „Tanz“ begann etwa zwei Stunden später, als Jakobus Langenstein der Hunger in die vier Pfahle trieb.

Ida Barnelow gab sich in offener Umher und voller Unnahbarkeit, erwiderte den jovialen Gruß ihres Herrn Verwandten mit besser förmlichkeit und legte die bereits auf dem Tische liegende Kattoljuppe auf.

Während Jakobus des Mundstück entfaltete, beobachtete er seine Hausherrin mit einem Anfluge von Verlegenheit und legte lächelnd, um das peinlich werdende Schweigen zu brechen: „Run, liebe Ida — er nannte sie sonst „liebe Ida“ nur an ihrem Geburtstag und am Weihnachtsabend, wenn er ihr seine Geschenke überreichte — „Run, liebe Ida, du hast gewiß schon auf meine Rückkehr gewartet?“

„Allerdings“, erklärte Ida einfüßig und starrte konsequent auf ihren Zeller.

„Es lagen dringliche Sachen vor, die mich festhielten.“ log Jakobus, als er den ersten Zöfisel Suppe genommen hatte, um danach ein schnelles Nicken in der beizigen Flüssigkeit zu beginnen. „Da konnte ich nicht kommen, um dir zu berichten.“

„Du hastest ja auch gar nichts zu berichten“, behauptete Ida mit trotzigem Tonfall.

„Weil du gar nicht bei Doktor Bogelung warst.“

„Also du hast ignoriert, wie es häufiger keine Art ist.“

„Ich ignoriere nie“, verteidigte sich Ida gelassen. „Als ich eine Besorgung bei Salomon hatte, trat ich den Doktor und erkundigte mich natürlich nach dem Ergebnis der Untersuchung.“

„Das war ja äußerst liebenswürdig von dir“, spitzelte Langenstein.

„Es war einzig und allein die Sorge um deine Gesundheit, die mich dazu veranlaßte“, verteidigte sich Fräulein Barnelow. „Und da erfuhr ich, daß du überhaupt nicht in deiner Sprechstunde gewesen seist.“ Ida schob eine vorbereitete Paale ein und sagte dann, jedes Wort scharf hervorhebend und zu einer Vorlage formend: „Du hast also den weiblichen Doktor konsultiert.“

„Allerdings. Und was geht dich das an, Ida? Ich frage: Seit wann bin ich nicht mehr Herr meines Handelns? Jakobus ließ von seinem nervösen Nicken ab und schlug den Serrant an.“

„Weißt du bitte ruhig und sachlich“, ermahnte Ida. „Natürlich kannst du tun, was du willst. Aber ich empfinde es erstens als eine Kränkung, daß du Heilmittel vor mir hast, und muß mich zweitens wundern, daß du bei deinen Äußerungen innerhalb weniger Tage völlig änderst. Denn damals, als wir von der Niederlassung dieser Wertzin sprachen, erklärtest du, daß du für diese Person auf den weiblichen Doktor pfeifen würdest.“

„Und drittens willst du mir nun eine deiner beliebigen Szenen machen, weil du viertens vor lauter Zimperlichkeit aus deinen alljährlichen Vortragsstücken nicht herauskommst.“ Jakobus trompetete völlig heftig, hatte ein braunrotes Ge ist und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

Ida erhob sich mit allen Anzeichen der Empörung. „Run wird du beleidigt. Und ich kann dir darauf nur sagen: Wenn dir das Zusammentreffen mit der alten Jungfer nicht mehr paßt, dann laß sie etwas Jüngeres. Und ich schlage dir vor: heirat.“

„Das werde ich auch tun“, erklärte Jakobus ohne Besinnen.

„Schließlich deinen weiblichen Doktor.“ Ida logte es mit beidemem Spott und lächelte verächtlich.

„Warum nicht? Ich sage dir, das ist ein Weibchen, das in die Welt paßt, mit dem man sich sehen lassen kann, Fräulein Barnelow.“

Das war das Signal, das Fräulein Ida schleunigten Abbruch der Verhandlungen empfahl und zum Rückzug rief. Sie hätte ihn ohnehin angetreten, denn sie fühlte sich am Ende ihrer Kraft. Die Selbstverleumdung, mit der Jakobus von seiner Veränderung gesprochen, hatte sie aufs tiefste verletzt. Das war also kein Dank für alle ihre treuen Dienste, damit lohnte er ihre Anhänglichkeit! Dieser Ged! Pfui, daß er in seinem Alter Heiratsgelder hätte haben konnte.

„Ja, ich gehe“, logte sie, einen Weinen nahe. „Essen könnte ich doch nichts mehr. Und wenn du es wünschst, dann gehe ich überhaupt. Heute noch. Sofort. Und dann heirate in Gottes Namen.“

Jakobus Langenstein sah ihr verblüfft nach und hatte heute zum zweiten Male das Gefühl, einem grünen Jungen zu gleichen. Diesmal nur mit dem Unterschiede, einen dummen Streich erst zu beschließen.

Aber er wollte ja gar nicht heiraten! Diese Ungeheuerlichkeit zu erklären, hatte doch nur Ida mit ihrem niederträchtigen Nörgeln veranlaßt.

Und überhaupt: das Fräulein Doktor würde sich höchstens beklagen, einen Mann im zweiten halben Hundert zu freien, selbst wenn er noch so fittlich und abnehmbar war . . . Allerdings: die Weiber lammie niemand aus. Sie hatten ihre Marotten. . . Und es war ja auch schon tausendmal vorgekommen, daß ein Mann, der bereits bedenklich weit über die Jünglingsjahre hinaus war, ein junges Mädchen geheiratet hatte . . . Jakobus Langenstein versank in grübelndes Nachdenken und lächelte dann. Keim, es würde eine Tollheit sein! Eine unverzeihliche Tollheit!

Und als der Bürgermeister der von dem Mädchen erwiderten satten Maßgebende als Etre ant und einen schlagenden Beweis von der Vorsüchtigkeit und Unerschlichkeit Fräulein Barnelows vor Augen hatte, kam es wie eine Reue über ihn, daß er dem Fräulein Doktor ins Haus gelassen war.

Es würde das beste sein, wenn er seiner getreuen Barnelow so bald wie möglich die Hand zum Frieden bot. . .

Lezten Entschloß er anderweitig immer noch tun, was er zu tun für gut befand. Denn ein Brautmädchen blieb des Fräulein Doktor auf jeden Fall. . .

Simon Krüger, der Schäfer von Reeh, legte die frohge, verarbeitete Rechte idtend über die Augen, denn die grelle Mittagssonne des Oberberges, gegen die er sehen mußte, blendete. Run erkannte er deutlicher, was vorhin flimmernd vor seinen Augen gewesen war: ganz weit drüben, von Reeh her, kam eine Frauengestalt auf ihn zu. Ein breiter, kahler Kleeblat lag trennte sie noch von ihm. Jetzt bemerkte er auch einen Hund, der in tollen Sprüngen dancsagte und wieder zurückkam, und stellte fest, daß die schnell und leichtfüßig näherkommende ein Weib war.

Beinahe selbst hier draußen bei seinen Schäfern, die jetzt auf den leeren Felsern ihre beste Zeit hatten, die den Schlamme hämmeln unter ihnen das Fett gab, waren Simon Krüger nichts Ungewöhnliches. Er hatte, wie wohl alle Schäfer, Jungsprich, wenn es sich um krankes Vieh handelte, und wurde auch nicht selten in Ansehensstunden der Menschen um Hilfe angegangen. Der Schäfer von Reeh war in gewissem Sinne aber seine engere Heimat hinaus berührt und galt in einem weitbegrenzten Gebiet des Bruches, ja, fast von Reebus bis hinab nach Oberberg, als Wunderdoktor, dem man die merkwürdigsten Heilerfolge nachsagte.

Er nahm daher die während seines Auswahallens unterbrochene Arbeit des Strickens an den großen Ecken wieder auf und ließ seine Augen in der allen Japsiden Ruhe, der trotzdem nichts entging, über seine Herde wandern, die von dem gestrauten Scherhunde unermüdlich umtreibt wurde.

Run mitterte der treue Gesährte des Reehes Schäfers die Nähe eines Fremden und eines Angehörigen seines Geschlechts. Er blieb plötzlich stehen und hob die Nase gegen den Wind. Sein fluger Blick wanderte zu seinem Herrn, als wenn er ihn aufmerksam machen wollte. Und Krüger nickte ihm zu. Die beiden verstanden sich.

Wenige Minuten später hatte die übliche Begrüßung zwischen den beiden Stunden schon stattgefunden. Und war auch Räte Voenarius ganz nahe und rief Simon Krüger einen freundschaftlichen Gruß zu, der nur ein stummes Nicken als Antwort fand und seine Veneration in der Tätigkeit und Haltung des Schäfers zur Folge hatte.

Käthe legte das Rad behutsam auf die Erde und schälte sich mit einem Lache Kräftigung zu.

„Das ist ja fast so heiß wie an einem Sommerlage, Vater Krüger!“ sagte sie mit einem heiteren Lächeln. „Nub, ist mir der weite Weg von Reeh her über die entlich großen Stoppelfelder jaer geworden. Ich dachte nämlich, ich in Reeh zu treffen, hörte aber, daß Sie mit den Schäfern draußen waren und vor Abend nicht zurückkämen. Und da habe ich Sie nur hier aufgeschaut.“

Simon Krüger sagte zu dem allen nichts. Er hotte in stolzer Ruhe und Gleichgültigkeit auf einem Stode und ließ die Holzmadeln in unvoränderlichem Gleichmaße klappern. Nur ein prüfender Blick, dem etwas Verflagenes und Quaverendes abhastete, ging aus seinen grauen, mit blühigen Brauen überhahten Augen zu der eleganten Erziehung seiner Besucherin.

Käthe war im Umgang mit Landleuten von ihrer niederträchtigen Heimat her vertraut, konnte ihre wunderliche Eigenart Fremden gegenüber und mußte, daß Bescheidenheit und Schwermütigkeit Dinge waren, mit denen man sich in den meisten Fällen abfinden mußte. Sie wunderte sich daher gar nicht, daß ihre neue Bekanntschaft tun zu sein schien, und hatte die gute Hoffnung, den Alten vermöge ihrer Redefähigkeit bald geschädigt zu sehen.

Sie wies auf ihren Hund, der schon die Geflossenheit seines Gesährten sich zu eigen gemacht hatte und mit ihm gemeinsam das Umstreifen der Schaherde betrieb, und sagte: „Zahem habe ich noch genau einen solchen prächtigen Aeri wie diesen dort. Leider ist er krank. Er hat ein eiterndes Geschwür am linken Hinterlauf und mußte zu Hause bleiben. Und ich bin zu Ihnen gekommen, Vater Krüger, um Sie um ein Heilmittel für meinen armen Schlump zu bitten.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Rosenkranter.

Skizze von  
Karl Güte.

(Nachdruck verboten.)

Es gab kaum jemand in der Stadt, der ihn nicht kannte, den Rosenkranter. Und wer ihn selbst noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, dem war gewöhnlich das freundliche alte Sans, nicht vor der Stadt, bekannt. Dieses beschränkte, alte Häuschen, das friedlich unter alten Bäumen, weit zurück von der Landstraße, inmitten eines großen Gartens stand, und der besonders liebevoll die Natur zu betrachten vermochte, der fand, daß es etwas ganz eigenartig Harmonisches am dem Garten war. Nicht allein, daß er gepflegt wie keinen ein Hausgarten war; er unterschied sich auch sonst in vielen Dingen von den übrigen Gärten. Man spürte förmlich eine über ihm wachsende feinsinnige Hand.

Es war ein gar geheimnisvolles Ansehen für den, der nichts Näheres darüber wußte. Es war beständig still in ihm und schien unbewogt. Nur ganz selten sah man einmal einen alten würdigen Herrn mit langem graubraunen Bart, die große Pfeife im Munde, angetan mit langem Mantel und einem Rappchen aus dem Kopfe, zwischen den Blumenstücken. Das war der Rosenkranter.

Eigentlich hieß der alte Herr: Gottfried Biermann und war pensionierter Lehrer. Aber unter diesem Namen kannte man den Besitzer des alten, geheimnisvollen Hauses vor der Stadt nicht. Der alte Lehrer oder „Kranter“ hieß er und dazu in Verbindung mit seinen geliebten Rosenstücken — der Rosenkranter. —

Leben kam in das alte Häuschen erst an den Abenden. Und besonders wenn garliches Wetter war, so daß man keinen Grund vor die Tür jagte. Da befam der Rosenkranter Besuch. Aber immer nur ein einzelnes, kleines, scheues Fräulein oder ein etwas schüchtern auftretendes Herrchen. kamen einmal ihrer zeit zufällig zum Hause, so wartete das eine. Und war jemand drinnen beim Rosenkranter, so fand man die Tür verschlossen. Da mußte gewartet werden, bis die Tür sich öffnete und das rote Rappchen herauslag:

„So, nun man immer herein . . .“

Den Sommer über war das Häuschen wenig besucht von den abendlichen scheuen Gästen. Da war Leben auf der Landstraße, und man mied darum das kleine Häuschen. Man sah fast keinen zu ihm hinüber, wie zu einem Geheimnisvollem, zu etwas, wozüber man nicht sprach. Und man sprach auch nie Näheres über das Haus. Es mußte sehr gute Freunde und Freunde sein, die sich darüber unterhielten. —

Iselbeth Wohlenberg, des zweiten Bürgermeisters Gattin, die lange Zeit fern von der Heimat gewesen war, erinnerte sich bei ihrer Rückkehr, als sie am Hause vorbeikam, des alten Rosenkranter, über den sie sich bereits als kleines Mädchen mit ihren Spielkameraden das Rappchen zerbrochen hatte. Er war ihr damals immer als ein gültiger, lieber alter Herr erschienen, den man fragen, und dem man alles anvertrauen konnte, gleich dem lieben Herrgott; nur, daß der Rosenkranter deutlich höhere Ansehen genosse wäre.

Und gerade jetzt brauchte sie Rat, väterlichen freundschaftlichen Rat, den bei den Eltern zu holen sie sich nicht getraute.

Iselbeth Wohlenberg hatte Iselbeth. Und sie wußte sich seinen Rat zu holen in ihrer Herzensnot. Da geschah es, daß sie sich immer stärker, wie von unsichtbarer Macht getrieben, zum Rosenkranter hingezogen fühlte, Gewöhnlich im Herzen, daß ihr dort Rat und Hilfe gegeben werden konnte von dem gültigen Alten.

Und als nun ein ganz besonderes stürmischer, regnerischer Herbstabend kam, da ging sie rasch hinaus vors Stadttor, zum Rosenkranter, schritt durch das halb offene Tor. eilte rasch durch den Vorgarten und klopfte an der niederen Haustüre.

Schäferische Schritte kamen allsah und ließen das bange Herz noch rascher klopfen. Erst die gültige Stimme: „So, nun immer herein . . .“ beruhigte es das scheue Fräulein.

„So, hier herein, Fräulein! Sie, nehmen Sie nur Platz! Da, im alten Strohputzstuhl! Ja, ja, da hinein, da sitzt man hier hüßlich ruhig . . .“ Iselbeth sah das erstemal. . .

Darum schneus, zogenes Berichten . . . Dann die Bitte. . . Trostworter und Ratschläge des Alten. — Beschreibungen — Hofnung . . . Es war ja das erstemal! . . .

Das erstemal . . .

Aber es blieb nicht dabei. Iselbeth Wohlenberg gehörte gar bald zu den beständigen Besucherinnen des gültigen Rosenkranter. . .

Nicht gerade sehr lange. Denn dann war ein Goldreif am Ringfinger des nun glücklichen Mädchens. Und der Rosenkranter war nicht mehr da. . .

Bannstunde nach aber für die vielen, vielen anderen kleinen Mädchen des Stadttürchens, die zu ihm kamen in ihrer Lebensnot — mitunter auch ein besonders empfindlicher Jüngling, der nicht heute diese und morgen jene besah, sondern seit zu einer hielt, trotz Schwierigkeiten und Kämpfen . . .

Und der Briefbote brachte weiter alltäglich Stiche von kleinen, zart-rota, weißen oder noch anders farbigen Briefchen zu dem alten Rosenkranter, was eigentlich recht verwunderlich war. Und verwunderlich war auch immer das, daß allsonntäglich, wenn man hinausging ins nahe Gehölz, immer junge Paare mit glücklichen, dankbaren Blicken zu dem alten Häuschen des Rosenkranter hinstarrten, die Köpfe zusammenstießen und fröhlich von ihm, da drinnen, von dem alten, tiefen Seel, in den man sich das erstemal setzen mußte, um je alles zu beklagen, sich erzählten. Denn es war so, daß sie beide von ihm wußten, von dem gültigen Strohputz, der ihre Briefe aufnahm, die die Eltern nicht lesen durften, der ihnen geraten, gabst in jeder Weise. . .

Und der Alte selbst wurde von Jahr zu Jahr jünger dabei, wie er so raren und helfen konnte den jungen, stolzen Menschenlein, und freute sich über jedes Paar in der Stadt, das durch ihn zusammen gekommen war.

# Das Musikhaus.

Von  
Kaspar v. Hummel.

(Nachdruck verboten.)

Wegen alle musikalischen Darbietungen, die ich nicht höchst freiwillig selbst aufführe, bin ich einigermassen miträuflich. Lebenslang der Jugend! Schon mit acht Jahren werde ich zungelänglich an ein Klavier gesetzt. Das Unterrichten veranlassen muß, was jeder durch die Hand zu tun imstande ist. Im Internate, wo jeder durch die Hand zu tun imstande ist, Instrumente erlernen muß, stellt man sich mit einem dicken Hals und einem Lehren ein Bild. Leben wohl. Die Zeit fliehet, Rechtspraktikant. Meine Arbeitslast entspricht meiner Verdienste. (40 Pfennige Gehalt in Vierteljahr.) In meiner freien Zeit aber habe ich ein Kammermusik-Überronnen, das mir eine Heidenweide macht. Ich überwunde und betreue alle Redouten, Bauenbälle und Klavierfeste. Todmüde komme ich um 7 Uhr morgens vom Donitz (sehr einfache Viertelnote, in der Radiummiller ihren Morgenrouten nehmen und Selbstworte essen) nach Hause. Aber wenn ich nun schlafen möchte, beginnt die Schülerin vom Konfessoratium unter mit Tonleitern der Weibchen Sorte zu spielen. Kein Blitzen und Bescheiden erweist ihr Vere. Da laß ich mich denn ein drei- bis vierstündiges Schlaf und solle darauf zwei schwere Rechtspraktikanten hin und her. Jupiter tonans im Rechtspraktikanten! Ich mit meine fünfzigjährige Rechtspraktikanten-Morgenruhe zu erlärmen.

Rängt vorbei die Tage der Feste und Tänze. Die Jugend ist beim Teufel und das ferlose Alter huldigt ernster Arbeit. Wenn man nur könnte!

Als ich nach langer Abwesenheit im Dezember 1918 nach Hause komme, begrüßt mich am ersten Abend, den ich in meinem Schlafzimmer verbringe, deutlich aus dem Raume unter mir heraus fliegend ein mit hochbekanntem Lied, das ich feinerzeit auf meine Handverleihe ebenfalls mehrheitlich zu spielen verstanden. Die letzte Note. Schon sing' ich auch mit, eine lange, lange bis ich heiser geworden.

Unter mir ist in meiner Abwesenheit eine Dame, die Klavier- und Gesangsstunden gibt, eingesetzt. Ich lebe in einem Trümmelwerk von Musik. Ich laufe mit eine, ich laufe mit viele Schachteln „Dyrophar“ (Gehirnschwächer für Gesunde und Kranke), verleihe mir wie weitand Obdruß gegen den betörenden Gesang der Sirenen die Behörigende bis mit Wachs. Nicht wahr, nicht wahr und hilft wieder nichts. Im Arbeit ist nicht zu denken.

Eines Nachmittags ein ganz wünderlicher Brief von Frau. Er kommt aus dem Zimmer, das neben dem bisherigen Fremdenzimmer liegt. Die Wände der blauen Donau spielen mich auf die Zitronen hin. Währendes Jahnehin in den Ehrenzeit ist die Weine so hoch und feil zum Himmel, als ich nur kann. Eine zweite, berufsmäßige Musik ausübende Dame, ist unter mir aufgezogen. Hört, müde geboren, die eine mit ihrem Spiele auf, beginnt sofort die Nachbarin. Sie haben sich in die Welt, haben sich in Nacht und Tag geteilt.

Sturm auf Wohnungsaamt. Die Gut verdrahtet dort sehr bald. Drei Male war ich vergeblich von 8 bis 12 Uhr und komme nicht vor. Ich kann meinen Höflichkeit an ein weiteres Ansuchen nicht zumuten und wünsche daher aus der Sache diesem Amte viel Freundliches im Verzen.

Zugewöhnen ist der Wohnungshaber unter mir, der leistungsfähig die beiden Damen bei sich aufgenommen, insofern der Dienstleistungen im Neben erkrankt. Mit ärztlichen Beugnissen unter dem Arm läuft er auf das Meieinigungsamt. Die eine Dame muß ausziehen, lautet der Befehl. Fällt ihr aber gar nicht ein, lehrreich ist sich noch heute mitten in der Affekte. Dafür aber geht der Wohnungsinhaber selbst in wilden Klagen ab und kehrt nicht wieder.

Ich aber entsinne mich aus der Rechtspraktikantenzeit jener Freunde, die inzwischen Beudten der Jurisprudenz geworden sind. Sie jucken nur die Wästel. „Geistiger Arbeiter? Ob ich denn jetzt erst merkte, daß diese Längst unter den Wädeln liegen?“

Die Wohnung eines jeden Deutschen ist für ihn eine Persönlichkeit und unerschließlich, doch ist ihnen an der Rede, das Verfassung vor „Bürgerlichkeit“, meinen sie, wie so vieles andere bei uns.

Ich stelle ihnen anheim, beim Weisheitsgen ein Vortrag einzubringen, wonach sämtliche berufsmäßige Musikler zungelänglich in besonders massiv gebauten Häusern angelehrt werden sollen. — Sie lächeln über diesen gut gemeinten Anschlag zu einer höheren Wohnungskultur.

Kein Ausweg! Im unüberwindlichen Elend. Wollen Gethiere übergeben und der rickenden, gefühllosen Menschheit brüll' ich zum Lalle der Musik. Aber ein anderes faulstisches Wort bringt mich wieder auf die Weine. „Im Anfang war die Zeit!“

Zerschritt, daß die Felsen fliegen, Antrieben und Aufsprünge, so hoch, hoch, als mich der Klang der Himmelstöne hinaufziehen will. Sursum ist heil geworden. Wieder. Doch auf die Länge wird dies Schweben zu mühsam. Die Musik unten bleibt Stegeln.

Möglich ein Gedanke, hell und breit wie ein Strom von Himmelsticht. Die Messingplatte mit der Inschrift „Anch allen Christenbunden!“ Ich grüße dich wie das Heil, du große Messingplatte aus Zetuan. Sogleich hab' ich dich über die Berge Marokkos, Nebelwald durch ganz Europa nach Hause geschleppt. Nun hilf auch du mir wieder. In deinem Zeichen muß ich liegen.

Schon hab' ich sie an mich gestrichen. Ein ersticktes Gemäch. Ich drehe sie an. Schwerfällig kreist und mannt sie um ihre Achse, gondelt nun langsam, torckelt wie ein Betrunkener. Näher kommt sie dem Boden. Ein Leben, das ersticht und in laufend Todesstern ist. Wehgeheiß und Geschlapper, leiser Geisus und dumpfer Aufschlag. Die Seele ist dem irdischen Gehäuse entzogen.

Unter stadt die Musik. Man stellt Gebancken über meinen marokkanischen Schläger an.

Nun legt sie wieder ein, ich auch. Der Todesstampf wird lauter und wilder. Beim dritten Male aber ralt die Platte wie ein toll gedorener Wanklöcher. Der Zusammenbruch ist nichtig. Kinder und Leute kommen gelassen. Sie glauben, der Teufel wäre im Hause. Die Musik schweigt. ... Wenn marokkanischer Geist nicht mit mich singen über die wüsten Tage hinweg und hätte mit bis an me schließes Ende weiter geschoben wenn ich nicht plötzlich vor Gericht gestanden wäre.

Ich, der ich denn zwei Jahre keine Ruhe gehabt, soll nun plötzlich ein Aufseher sein. D du so wunderliche Welt du!

Aber der Fall ist klar wie das Sonnenlicht. Nur hinter mein geistliches Geheimnis ist mir der kluge Gegenstand nicht noch nicht gekommen. Er spricht ganz richtig von einer Sittenmoral, die ich da haben mußte, bezogt auch meinen

Ansatz darüber. Aber der weiß es nicht. Niemand weiß es. Man legt mir peinlich zu. Man gibt mir den wohlmeinenden Rat, die von Musik verlassenen Räume (so ziemlich meine ganze Wohnung) zu meiden und neben dem Kinderzimmer zu arbeiten. (Als ob meine Kinder rumme Engel wären.) Wenn ich aber das nicht wollte, so hätte ich ja, meint der Feindbunde, rücken, zum Arbeiten auf die Staatsbibliothek gehen. Unter solchen Auspizien wird die Verhandlung verlagert.

Was nun? — Ich gehe tagtäglich auf die Staatsbibliothek, solange diese mir freundlich Mithras gestöhrt. Die Nacht aber gerichte ich, wie ich die Dinge noch werden kann. Franz Beethoven soll in einem ähnlich gelagerter Fall ein selbständiges Trommel- und Hornspiel erfunden, dazu noch eine Kindertrumpete gebildet haben. Was kann ich ja schon, freilich nur die feile, lebenswüthige Konzertschleife. Aber wenn ich in meinem Arbeitszimmer Pause dazu nehmen, so würde man das wohl auch unter hören und niemand könnte etwas dagegen sagen. Auch die farbenerische Riesenstrommel in der Geheiß mich verführerisch genug an. Kurz, wo ein Wille ist, wird ich ein Weg finden.

Vielleicht kann ich aber auch mit den breiten Hoffnungsregeln des „Wohnungsaamtes“ aus diesen unerhöflichen Klagen herauszukommen. Und damit werde ich zu dem eigentlichen Zweck dieser Zeilen gelangen.

Wenn einer der guten lieben Leser mit mir tauschen will, ich bin stets bereit, ihm meine Wohnung zu zeigen: Ruhiges, vornehmes Haus im besten Viertel, elektrisches Licht, Gas, Dauerbrandöfen ohne Kohle, das Ganze hübsch angeordnet und in so gutem Zustande, daß seit unvorstelligen Zeiten nicht das Geringste gerichtet werden braucht.

Wer magt es, wer greift zu?

## Praktische Winke und Ratschläge aus dem Leben für das Leben.

**I.**  
**Harmlose Schwächer** sind selten beliebt, zum mindesten werden sie überall nicht für voll gehalten, man macht sich über sie lustig; schließlich werden sie schließlich und man merkt ihnen den Gang. **Geistig und hinfällig Schwächer** haben in der Lage hinein ohne Unterbrechung und Befahren das fröhliche, aber nicht den Wert und Geraden schließlich in einen Zustand, in dem sie selbst nicht mehr Wahrheit und Dichtung untereinander können. Darüber aber kommen sie in den Ruf eines Aufsehers und Digners und erfreuen sich nirgends der Beliebtheit, mag man auch sonst ihr Tun und Treiben für harmlos ansehen.

**Geistliche Schwächer** verbinden das Erhabene mit dem Dummen und werden daher auch nirgends für voll angesehen. Am schlimmsten aber ergeht es **geistlich Spottköstigen**; sie kommen in einen geradezu gefährlichen Ruf. Denn die Dummen fürchten und verurteilen sie. Leute von Geist werden eifersüchtig, wohlwollende und edle Charakter entfernen sich von ihnen. Das ist namentlich gegenüber geistlich-spottköstigen Damen der Fall. Güte Dich daher vor Schwächeren jeder Art!

**Wenigere beim Drohen einer Gefahr für dich und die deigenen die Ruhe und Besonnenheit!** Es ist handbar, daß selbst ganz tapfere, tatkraftige und besonnene Menschen oder solche, die weitestens so scheinen, bis zur Lächerlichkeit angänglich, leicht und koplos und unbesonnen werden, wenn in irgend einer Form eine Gefahr für sie oder ihre Angehörigen droht oder auch nur zu drohen scheint. Das ist aber ganz verkehrt. Wer einer solchen Gefahr furchlos ins Auge sieht, hübsch besonnen und behäbig bleibt, hat sie schon halb überwunden, und wird sie, wenn auch nicht immer abwendend, doch schließlich überwinden.

**II.**  
**Pflege nicht nur mit Berufsangelegen, sondern auch mit Menschen aus anderen Berufsreisen Verkehr.** Denn sonst wirst du einseitig und schließlich abtändig. Gewiß sollst du zunächst mit deinen Berufsangelegen Umgang und Verkehr pflegen, denn das ist natürlich und auch für dich von Vorteil, da du dadurch viel lernen, Neues sehen und hören, in dich aufnehmen und bewerten kannst. Wenn du aber nebenbei mit Leuten aus anderen Berufsreisen umgehst, so erweiterst du dein Gesichtsfeld über deinen Beruf hinaus und du lernst vieles, was du in deinem wieder erwerben kannst. Aber glaube ja nicht, daß du z. B. mit einem Richter nur von Rechtsfragen, mit einem Rechtsanwalt nur von Prozessen, mit einem Staatsanwalt nur von Verbrechen, mit einem Arzte nur von Krankheiten, mit einem Geistlichen nur von religiösen Sachen, mit einem Kaufmann nur von Geschäften, mit einem Landwirte nur von Getreidebau und Viehzucht reden mußt und darfst. Denn das würde für die Betroffenen auf die Dauer wieder langweilig werden. Wenn sie freiwillig dir aus ihrem berufsmäßigen Lebens etwas erzählen oder ihre Erlebnis und Erfahrungen zum besten geben, so ist das etwas anderes. Dann kannst du ja wohl mit dem beizigen rezeptieren. Schließlich aber gibt es ja zahllose allgemein interessierende Gebiete der Kunst und Wissenschaft, über die man interessant und lehrreich sich unterhalten kann.

**III.**  
**Vermeidete in deinen Reden näst Worte, Beziehungen, Borsgänge, Personen und Gegenstände.** Manche Menschen haben in der Zeit hinein, ohne ihre Worte zu überlegen und darauf zu achten, daß sie auch richtiges und tatkraftiges von sich oder anderen erzählen. Sie schreiben sich die Laten anderer selbst zu und schreien ihre eigenen, oft noch minderwertigen Laten anber in die Schuhe. Daneben tritt noch eine große Gebardenlosigkeit ein: man verwandelt Worte, (nicht zu gebelnen der Anwendung falscher Fremdwörter), mengt verschiedene Vorgänge und Personen durcheinander und bringt den blühendsten Unsinn und traffe Unwahrscheinlichkeiten zu Tage. Das ist aber, wie gesagt, meist nur eine große Gebardenlosigkeit und Mangel an Selbstbeherrschung, daher sehr wohl zu ändern und zu bessern. Solche Menschen kommen bald in den Ruf der hinfälligen Schwächer oder gar der gefährlichen Dignen. Zum mindesten aber machen sie sich lächerlich und unansehnlich.

**IV.**  
**Schreibe Privat- und Familienbriefe nicht im Geschäfts- oder Amtsstile.** Geschäftsbriefe sind es Privat- oder Familienbriefe. Vermenge auch nach Möglichkeit nicht Geschäftliches, Privates oder Vertrauliches in einem Briefe. Viele Geschäftsleute haben die Angewohnheit und Gelogenheit, immer denselben Stil einzunehmen, mag es sich um Geschäfts- oder um Privatmitteilungen handeln. Das ist sehr verkehrt. Geschäftsbriefe sollen in prägnant, knappen und manchmal auch jähren Epize kritisch behandelt werden, Privat- und Familien-

briefe bedürfen meist Herzlichkeit und Gemüthsheit. Eine Vermischung oder Vermengung beider Stile (kabel jeden Briefwechsel).

## Bunte Zeitung.

So verloren ...

Es blüht im Westen und donnert bei Oden. Die Rollen bräuen Schwarz und Kömer; Drum Mischel, bleibe auf dem hohen Land lauf unglücklich nicht umsonst! Hoch George zeigt „Wildebeißer“. Er treibt mit dir ein „Christ Spiel“.

„Ja“ sollst du sagen und unterbreiten Das Londoner Diktat recht schnell; Dann wird der Einmarsch unterbleiben. Der Himmel wird dann klar und hell; Hast du auch nichts mehr einzubringen. Du sitzt wenigstens doch „truden“.

Wenn „nein“ du sagst, bist du verloren. Wenn nimmt dir's letzte Wort weg glatt; Dann laufft du wie du bist geboren. Bedenk' mit dem Kabbalar auf eins raus; Dein Ja und Nein kommt auf eins raus; Man macht dir „Christ“ den „Garus“.

H. Brummel.

**Matigedämpfte Beleuchtung in parfümgeschwängerten Räumen.** In einem Wäinger Blatt steht folgende Annonce: „Zum Ausstellen. Vornehm ausgefallenes Wein- und Langloal. Einseitige Streichmullt licht verdrängende, läßt Weilen durch, die parfümgeschwängerten Räume lingen, wer von den langwüthigen Jugend bleibt bis zu Hause.“ Im nächsten Heft des Blattes „Der Mann hat erkannt, was uns nützt, was in unsere Zeit paßt und namentlich was der französischen Beleuchtung den richtigen Eindruck von der deutschen hat geben muß. Solange der deutsche Gesellschaft nicht demotisch ist, daß solche Anordnungen große Erfolge bringen, solange dürfen wir nicht auf Bellerung hoffen.“

**Das Gog-Weißbilde.** Eine Stodholmer Studentenschrift stellt fest, daß die Studentin in der jüngsten Zeit eine erstaunliche Veränderung durchgemacht hat. Als Beispiel wird folgendes erzählt: Im Korridor einer Stodholmer Hochschule gab es vor einigen Jahren einen Spiegel, der auf absurduliches Begehren der Studentinnen fortgenommen wurde. Jetzt, im letzten Jahr, hat man ihn wieder aufgehängt. Es ist aber zu beachten, daß es nicht derselbe Spiegel ist, sondern ein anderer. Rämlich ein viel größerer.

## Literatur.

**Strafgesetzbuch für das deutsche Reich.** Textausgabe mit Erläuterungen, einem Anhang und Sammelgüter. Begründet von Dr. J. Staubinger, 12. Auflage neu bearbeitet von S. Schmitt, Ministerialdirektor im bayer. Staatsministerium der Justiz. (C. S. B. d. Münden.)

Die neue, sechsten erweiterte 12. Auflage der erläuterten Staubinger-Schmitt'schen Textausgabe des Strafrechtsgesetzes für das deutsche Reich ist dem neuesten Stande der Gesetzgebung, Rechtsprechung und Wissenschaft entsprechend ergänzt und berichtigt. Der Feststellung der Zukunftsrichtung wurde das Gerichtsverfassungsgesetz in der Fassung des Gesetzes zur Entlastung der Gerichte vom 11. März 1921 zu Grunde gelegt. Auf den bedeutsamen Kommentar der Reichsgerichtsräte ist mehrfach Bezug genommen, nur in einer Reihe grundlegenden Fragen andere Wege wandelt, als das Reichsgericht. Auch der Entwurf 1919 zu dem deutschen Strafrechtsgesetz ist verwertet, die durch die Neuordnung der staatlichen Verhältnisse im Reich und in den Ländern gegenstandslos gewordenen Vorschriften sind in kleiner Schrift weitergegeben. Ein Anhang enthält ein Reihe einschlägiger wichtiger Gesetze, u. a. Preussisches Vereinsgesetz, Nahrungsmittel-, Weidewerter-, Sprengstoffgesetz, das Gesetz und Verordnungen über Schießschießen und Preisversteigerung. Die neue Auflage des allgemeinen Kommentar vorzüglich Ausgabe wird allen mit dem Strafrecht und Strafvollzug betrauten Behörden und Beamten, zumal auch den Angehörigen der staatlichen und gemeindlichen Volkswirtschaft willkommen sein.

**Diplomaten.** Roman von Robert Sabulew. Umfassungsgelung von F. Seubner. Drei Masken-Verlag A. G. Münden.

Dieser Roman ist die erste uns Gewohnt fallende Gestaltung der Ereignisse von 1914-1918 und des Unterganges der österreichisch-ungarischen Monarchie. Er spielt in der österreichischen Monarchie in Prag und zeigt hier an typisch österreichischen Menschen das Schicksal des untergehenden Reiches. Was diesem Buche über den Gegenstand hinaus keine Bedeutung gibt, ist, daß in ihm zum ersten Male in der Literatur die Graphologie die Psychologie ersetzt, daß die beiden Helben, der Graf und seine Sekretärin, die Menschen, die menschlich und politisch eine Rolle spielen, nach der Handchrift beurteilen. So wird in diesem Romane die Welt des Schicksals in einer völlig neuen Weise dargestellt. Diese Menschenkenntnis, behutende Einsicht in die Geheimnisse der Politik und Diplomatie und eine ungewöhnliche Darstellungskraft vereinigen sich und schaffen in diesem Buche ein Meisterwerk, das literarisch und auch zeitgemäßlich bedeutungsvoll ist.

**Handelbücher.** Eine reichhaltige neue Folge der bekannten Einzel-Bücher. Einflüßlich der Gesamtliteratur, ist sieben erschienen und enthält: Ludwig Angenberger, Der Farmer von Kirchfeld (Nr. 2483) — R. v. Bollmann-Leander, Der Trümmeler an französischen Raminen (Nr. 2484/85) — Juan Gregorjewitsch Turgenjew, Frühlingstagen (Nr. 2486/88) — Erle Lieb (Nr. 2489) vom gleichen Verfasser — Maximilian Bern, Ein summer Müllstein — Ein selbst im Wege, zwei Romelle (Nr. 2490/92). Dito Handel Verlag (Hermann Silliger) in Berlin W. 9. Durch diese schmunnen neuen Bände erfahren die „Handelbücher“, die sich vor allem durch großen klaren Ausdruck eine gut lesbare, dem Auge des Lesers nicht nachteilige, deutliche Schrift, durch kritisch wertvolle Einleitungen, daneben aber durch den niedrigen Preis auszeichnen, eine weitläufige Bereicherung. Die über den ganzen Erdball verbreitete Bucherhaltung bietet in ihrer Mannigfaltigkeit eine reiche Fundgrube der Unterhaltung und Belehrung.

Zu beziehen durch die  
**Goethe-Buchhandlung Halle a. S.** Gr. Ulrichstraße 63. **Verlag 1920 Nr. 1630.**